



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Strafstunde

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Am Tage darauf — am 26. Juni — rücken russische Truppen in Tilsit ein, das man ihnen zur Hälfte einräumt. Auch Kaiser Alexander hält seinen Einzug und wird hier in einer schönen Wohnung mehrere Tage bleiben. Am Mittag dieses Tages wiederholt sich das Schauspiel von gestern; der Pavillon inmitten des Flusses ist heute bunt bemalt und innen noch reicher dekoriert, von außen ziehn sich Laubgewinde herum; auf der russischen Seite prangt in Grün ein großes A, auf der andern ein N. Rings um das Floß ist eine (mangels der Olbaumzweige) mit Eichenlaub gezierte Balustrade gezogen. Frische Bäume beschatten den Pavillon und eine daneben aufgeführte Baracke für die Marschälle und Großoffiziere. Auf beiden Seiten des Flusses stehn die Garden in Paradeaufstellung unter Waffen. Wiederum ein Viertelstündchen nach 12 Uhr findet die Zusammenkunft statt; mit Alexander kommt heute König Friedrich Wilhelm. Napoleon, der seinen hohen preußischen Orden angelegt hat, umarmt den König. Sonst verläuft die Sache ganz wie am Tage zuvor.*)



Die Strafstunde



nd Sie, Herr Kollege, müssen noch die Strafstunde übernehmen! — Mit diesen Worten, die er an meine schon bescheiden im Hintergrund verschwindende Person richtete, schloß der Rektor des Gymnasiums seine Auseinandersetzung über die Verteilung der Lektionen für das nächste Schuljahr.

Tröstliche Aussicht! Dem Laien mag bei der Aufsicht über den wöchentlich einmal abzuhaltenden Schularrest die Vorstellung vorschweben, daß es damit eine ähnliche Verwandtnis habe wie mit dem Nachexerzieren auf dem Exerzierplatze. Die Kompagnie, die etwas „verdorben“ hat, muß noch ein weiteres Stündchen das Vernachlässigte nachholen, und der „aufsichtshabende“ Leutnant hat auch gar oft die Erweiterung seiner dienstlichen Obliegenheiten als Quittung dafür zu betrachten, daß ihm so manches, um mich milde auszudrücken, „minder wohl“ gelungen ist.

Im Schulleben ist die Sache noch viel schlimmer; denn erstens ist die „Aufsicht“ nur sehr teilweise wohlverdient, in der Regel ist man der Lastträger für allerhand andern zukommende Unzuträglichkeiten; und zweitens: leb wohl, du schöner, freier Sonnabendnachmittag! Wenn sich nach Tische eine Schar froher Männer rüstet, um mit Stock oder lieber Regenschirm ausgerüstet einmal „sich ordentlich auszulassen“; wenn im Sonnenstrahl die Brillengläser funkeln,

*) Die Nachricht der Gräfin von Bock (69 Jahre am preußischen Hofe, S. 304), wonach König Friedrich Wilhelm damals mit ausgesuchter Gleichgiltigkeit und Kälte behandelt worden sei, ist wohl übertrieben, und falsch sicherlich die, daß der König im zweiten Häuschen empfangen worden sei. Die Bitterkeit der Gräfin von Bock hatte wohl nicht ihren einzigen Grund in ihrem preußischen Patriotismus. Wenn es wahr ist, was Napoleons Kammerdiener Constant in seinen Memoiren (III, S. 294) erzählt, daß die Gräfin (denn es kann nur sie gemeint sein) vom Großfürsten Konstantin in Gegenwart Murats brutal beleidigt worden sei (er soll sie la vieille bécasse genannt haben), so mußte sie freilich mit den unangenehmsten Eindrücken von Tilsit geschieden sein.

und man im muntern Schritt dahinzieht, die Wissenschaft erörternd, die Köpfe der Schüler prüfend, die Haltung des Ministeriums, besonders in Finanzfragen, mißbilligend und gelegentlich auch über den „Chef“ räsonierend, dann ist das für den „Strafstündler“ oder „Gefängnisdirektor“ oder den „Präsidenten des Unterhauses“ ein besonders herzbeklemmender Moment. Wie gern wäre er auch dabei! Wie drücken ihn alle die klugen Worte, die er nun hinter dem Zaun seiner Zähne zurückhalten muß! Aber die Pflicht ruft, und wenn die Schulglocke drei Uhr schlägt, da muß er da sein, um den Cerberus für die allwöchentlich neu gefüllte Schulhölle vorzustellen, und all die Sünder zu bewachen, die aus allen möglichen Klassen und aus den verschiedensten Ursachen zusammenkommen und über denselben Strafkamm geschoren werden sollen.

Je nach der Stimmung greife ich also nach wissenschaftlicher oder anderer Vektüre; denn die „Zeit muß ausgenutzt werden“, und man glaubt es sich und den Schülern, die dort büßen, schuldig zu sein, daß man ihnen ein gutes Beispiel gibt. In der schönsten Wirklichkeit ist es freilich anders; die ganze Stunde vergeht im „Verwalten und Regieren“, und unaufgeschnitten wandern „Hermes“ und „Neue Jahrbücher“ wieder mit heim; höchstens daß man einen Blick in die „Pädagogische Wochenschronik“ wirft; denn der Genuß kritischer Betrachtung des Bestehenden ist zu allen Zeiten möglich und willkommen.

Die Uhr hat ausgeschlagen, und in dem ach! so einsamen Lehrzimmer greife ich seufzend nach dem bewußten in ominöses Schwarz gebundenen Strafbuche. Trotz abmahrender, sogar köstlich gereimter In- und Vorschrift eines geistvollen Vorgängers ist die Reihe der Sünder doch wieder lang, unendlich lang! Mindestens zwei Seiten brauchten die Kollegen, um alle die Namen derer zu notieren, die aus irgendeiner Ursache (die sich freilich nicht immer als ein in vierfacher Wurzel verankerter „zureichender Grund“ darstellt) heute „brummen“ müssen. Natürlich habe ich auch meinen kleinen Privatärger: denn es sollen auch Grund, Datum der Strafe und Aufgabe für die abzu-sitzende Arreststunde angegeben sein; in der letzten Kolonne findet sich aber mehrfach der Eintrag: „X soll Schularbeiten machen!“ oder „Bitte den Y nach Ermessen zu beschäftigen!“ Auf Deutsch: man hatte keine Zeit oder keine Lust gehabt, außer der Strafe auf ein nützlichcs Besserungsmittel oder eine zweckentsprechende Beschäftigung zu denken.

Und so öffne ich denn die Tür! Empor schnellen alle die Sünder, deren höchst schätzbarer Gesellschaft man das Vergnügen verdankt, an dem schönen Sonnabendnachmittag ein solches Übermaß an Pflichteifer entfalten zu dürfen. Nachdem man das Katheder erreicht hat, beginnt die Feststellung der Präsenz. Denn sollte man dies in unserm modernen Rechtsstaat für möglich halten? es gibt immer noch hin und wieder einen rauhen Kanadier, besonders wenn er die süßen Jahre der Tertianerzeit erreicht hat, der es vorzieht, sich seitwärts in die Büsche zu schlagen, in der Hoffnung, daß „er“ es entweder nicht merkt oder vielleicht vergißt. Hat man dann wirklich alle seine Schäflein beisammen, so geht es an die Verteilung der Plätze, eine durchaus nicht unwichtige Aufgabe. Denn auch hier sind „stille Ansammlungen menschlicher Verworfenheit“, wie sich mein pessimistischer Parallelordnarius auszudrücken pflegt, schleunigst zu zerstreuen, und Schafe und Böcke nicht etwa zu trennen, sondern in eine pädagogisch stilvolle Mischung zu bringen. Ist auch dieses Werk vollbracht und besonders beachtet worden, daß nicht etwa zwei besonders kluge Leute ein ebenso stilles wie vorteilhaftes Geschäftchen mit „Teilung der Arbeit“ und gelegentlichem Austausch geistiger Güter vollziehen, so beginnt die Musterung der Arbeiten.

Hierbei findet nun das Talent der Polyhistorie, eine in unsrer Zeit des Spezialistentums sonst überall längst veraltete Erscheinungsform, volle Berechtigung und reiche Gelegenheit, sich zu entfalten. Teilnahmvoll über-

blickt man Ostermannsätze für Quinta, begutachtet geometrische Analysen, die ein Untersekundaner „nachreiten“ muß, erörtert die Perfekta von *λείπω* und *λαύβανω*, gibt Auskunft, ob die Schmetterlingsblütler wirtelständige Blüten haben, und entscheidet schließlich, souverän und mit Autoritätsmiene jeden Zweifel niederschlagend, die Frage, ob es un oder une arbre heißt, mit Berufung auf die lateinische Genusregel: Feminini generis ist nur arbor, arboris. Wehe aber dem Primaner, der einmal solchen „falschen Analogieschluß“ anwenden wollte! Und nun kommt der Augenblick, wo man Mensch sein, d. h. auf das Katheder gehn, seine Blicke über das Ganze schweifen lassen oder den Einzelnen beobachten darf.

Was magst du wohl verbrochen haben, du armer Zehnjähriger mit den dick verweinten Augenlidern und den deutlichen Spuren der Reue auf den nicht ganz tadellos gewaschenen Bausbacken? Mit rührendem Eifer sitzt er auf der vordersten Bank und schreibt in seiner steilen Kinderschrift die Vokabeln ab, die er früh nicht gewußt hat, weil ihm gerade ein so schöner Bindfaden eingefallen war, den er „gestern noch ganz gewiß“ gehabt hatte, und nach dem er gerade suchen mußte, durch seelischen Zwang getrieben, als sich die Reihe des Herfagens ihm bedenklich näherte. Ja freilich, die Weisheit vom neben ihm brennenden Kalebogen war ihm nicht aufgegangen: weder der Bindfaden noch die Vokabeln fanden sich, und so war denn der rächende Blitzstrahl: Du hast nicht ordentlich gelernt! Strafstunde! auf ihn herniedergefahren. Und nun mußte er um des „lumpigen“ Bindfadens willen den Gang in den Zoologischen Garten aufgeben, zu den Tieren, die es „eigentlich gar nicht gibt“; auch die genußvolle Betrachtung der „Völkerwiese“ mußte er sich versagen, nebst den gelegentlichen Anbändelversuchen mit den Söhnen der Wildnis, gegen deren körperliche Berührung ihm seine Mutter eine so unbegreifliche Abneigung zeigt, daß er es ihr hat mit der Hand versprechen müssen und „wahrhaftig“ sagen, damit es auch sicher nicht geschähe! Ein Murren gegen des Lehrers hartes Wort kommt in dieser Knabenseele noch nicht auf; er erkennt die volle Berechtigung der Strafe an; nur die Angst, ob es „herauskommt“, daß er hat brummen müssen, ist es, die sein Inneres bewegt.

Wie mag es wohl in deiner Seele aussehen, du schöner brauner Lockenkopf, der du mit so verbissenem Gesicht in deine lateinische Grammatik schaukst, angeblich äußerst eifrig, für den Kenner aber ganz unzweifelhaft mit weit andern, wohl nicht ganz reinen Gedanken beschäftigt. Ein schöner Knabe, „bräunlich und hold“, der spätgeborene Liebling des reichen Hauses, der Verzug der eleganten Weltbame, die sich den stolzen Namen „Mutter“ anmaßt, weil auch sie einmal, widerwillig genug, des Weibes Los hat tragen müssen, und der Gegenstand stiller und doch heißer Zärtlichkeit des alternden Vaters, der in dem Einzigen die Erfüllung seiner tiefsten Wünsche sieht. Auch hier ist der Arrest, der wohlverdiente Arrest, nicht eine Einzelerrscheinung, die an sich genommen und betrachtet werden muß, sondern nur Symptom und Folgeerscheinung verkehrter Erziehung: denn man hat dem jungen Mr. Cash erst zuhause den Kopf groß gemacht. In seinen Babyjahren haben die eleganten Freundinnen der Mama das „entzückende Kind“ herumgegeben und abgeküßt; dann hat man sich über die naïv-drolligen Antworten des Vierjährigen köstlich amüsiert. „Was hat er gesagt?“ ist die stete Frage gewesen; mit der Zeit sind dem heranwachsenden Jungen neben Drolligkeiten auch Unarten und Bosheiten entfahren; und wiederum hat der weibliche Chorus dies bewundert und den Abschützen als Ausbund von Geist und Überlegenheit erklärt. Was Wunder, daß sich dieser Seele das „Erlaubt ist, was gefällt!“ in rein egoistischer Weise einprägte, und es ihm schon als Knaben in Sexta als ein Axiom feststand, daß es seine gottgewollte Bestimmung sei, daß er sich „auf Kosten anderer ausleben“, vorläufig auf Kosten anderer böshaft scherzen und spotten dürfe.

Bisher hatte man den eleganten Felix verwöhnt, auch im Gymnasium war er leider etwas verhätschelt worden, bis er schließlich zu dem strengen Ordinarius der Obertertia kam, der mit ihm erstaunlich wenig Umstände machte. Eine Weile ging es, bis schließlich Felix doch der Hafer stach; als auf den Verweis hin eine ungehörige Verteidigung erfolgte, handelte der Ordinarius zunächst nach dem Grundsatz: „Kurze Justiz, recht geschieht's!“ Nunmehr hatte sich das verwundete Selbstgefühl hoch aufgebäumt, und — der Rest war die immerhin noch milde Arreststrafe, die er nunmehr verbissen und mit dem stillen Vorsatz abfaß: „Die Mutter muß es machen, daß ich von hier abgehe und in die Jakobusschule komme! Bei dem Kerl halte ich es nicht aus!“

So revolutionär waren die Gedanken bei seinem Nachbar nicht, einem dicken Jungen, der schon einmal „Zweijährig-Unfreiwilliger“ gewesen war und es sich offenbar angelegen sein ließ, sich zur Dauerzierde der Untertertia zu entwickeln. Da saß er nun still vor seinem griechischen Vokabular, das zu seiner ganz besondern irdischen Dual erschaffen zu sein schien. Jedoch beschäftigten ihn weder *σωφροσύνη* noch *αυταρχεία*, sondern seine Gedanken weiten schon bei dem häuslichen Vesperbrot. Wie ihm an der Schule im allgemeinen die Ferien das Liebste waren, und an den nun einmal unvermeidlichen Schultagen die große Pause, so war sein ganzes Denken immer um den einen Mittelpunkt gruppiert, wie der Leib angenehm gestärkt würde, ohne sich dabei wesentlich anstrengen zu müssen. Der fette Egon gehörte aus dem letzten Grunde zu den wohlbekanntesten „Stammgästen“, die im Strafzimmer schon feste Abonnementplätze hatten. Sein Schicksal trug er heute, wie sonst, mit würdevoller Gelassenheit. Auch die den Straftündern gegenüber angewandte „besondere Gelegenheitsgrobheit“ trug er als ein Fatum, das doch vorübergehn müsse. Da das einzige, was ihm genutzt hätte, eine kraftvolle Beweisführung a posteriori, nicht verabsolgt werden durfte, so kam ihm Neue und vollends Besserung als bloße Zeitverschwendung vor. Wußte er doch, daß er mit dem Glockenschlag vier Uhr aus der Sansara seiner Schulnöte wieder in das Nirwana häuslichen Behagens würde untertauchen dürfen. Wozu also die Aufregung? Er begriff den nervösen Dr. Meier nicht, warum gerade er besonders fleißig sein solle. Sein Vater war auch rund und dick, erhob sich spät, tat nicht viel, wandelte um sechs Uhr zum Stammtisch und las dann Abends den Seinen die Neuesten Nachrichten mit breiter Glossierung vor. In allem waren der alte und der junge Egon einander gleich; nur das vermochte der Sproß nicht zu verstehen, warum gerade er auf das Gymnasium sollte, wo es doch der Kornhandel und die Bäckerei dem Vater schon im vierzigsten Jahre ermöglichst hatten, den „Rentier zu machen“, ein Ziel, auch für Egon den Jüngern aufs innigste zu wünschen. Wer weiß, ob er noch dagewesen wäre, wenn nicht das „elende Einjährige“ eressen werden müßte. Es war für ihn freilich ein Rennen mit Hindernissen, und darum ging es am Stammtisch auch nicht ohne Schimpfen ab, daß auch „Kinder besserer Eltern, die es dazu hätten“, nicht bequemer und für die Söhne angenehmer dies Ziel erreichen könnten.

Der aus scharfgeschnittnem Gesicht entschlossen schauende Hintermann des fetten Egon hatte mit solchen Schwierigkeiten nicht zu kämpfen. Er war zwar auch ein wohlbekanntes „Mitglied des Unterhauses“, wie man die Insassen der im Parterre abgehaltne Strafstunde nannte. Jedoch „unerhörte Ignoranz“ oder „haarsträubende Faulheit“, die sonst so geläufigen Einträge unsern strengen Obertertianerordinarius waren es nicht, die bei Sidor die Rubrik des Grundes mit zornig spritzender Feder füllten. Seine Spezialität bestand vielmehr im kunstgerechten „Mogeln“. Seine Listen waren so tausendfach und so fein wie die, mit denen sein Ideal, Nathanael Bumpo, die feindlichen Professenstämmen beschlich. Sogar der „gewiehte“ Dr. Hilde, der so oft eine „Sache kapierte“

und dann mit mephistophelischem Lächeln erklärt: „Ja, ich bin auch einmal auf der Schule gewesen!“ wurde rettungslos sein Opfer, das heißt manchmal. Keiner verstand es wie Iffidor, „Spickzettel“ zu machen, die er im Augenblick der Gefahr zu Kugeln ballte und dem Nachbar ins Tintenfaß stopfte; keiner konnte so gut, wie er, die „chinesische Augenstellung“, mit der man zugleich rechts und links aus des Nachbarn Extemporaleheft profitierte; keiner war auch in schlimmen Dingen erfahrener und freute sich mehr des Lebens als Iffidor, wenn er in seine schmutzigen Tiefen blicken konnte. Doch nicht immer siegt die Untugend, das Unglück hatte ihn verfolgt, seine Neigung zu „Mecklenburg“ und „Giegler“ war bekannt geworden und hatte ihn in das Lokal geführt, wo er bekannt und doch nicht gern war.

Nur ein süßer Trost war ihm geblieben: neben ihm saß der lange Franz mit dem sommersprossigen Gesicht und den so unergründlich dummschlau schauenden Augen. Überfülle an Begabung drückte ihn nicht, und auch er gehörte zu den Leuten, die sich getroffen fühlen mußten, wenn der Klassenlehrer bei dem „Genitiv der guten und schlechten Angewohnheiten“ die bekannten Beispiele des homo aquae et laboris fugiens mit bezeichnendem Blick nach bestimmten Klassengegenden hin zu zitteren pflegte. Jedoch diese sonst so stille Brust kannte eine Leidenschaft, die ihn oft bis zu straftundenwürdiger Unaufmerksamkeit hinriß: er war ein eifriger und höchst betriebssamer Briefmarkensammler. Als er noch Sextaner war, hatten ihm die „schwarzen Trauerachsen“ und einige exotische Marken als Höchstes vorge-schwebt; jetzt in Tertia redete er nur in philatelistischen Kunstausdrücken. Worte wie Ganzsachen, Wasserzeichen, Fehlbrücke, zurückgezogene Emissionen usw. entrannten in unaufhaltsamem Strome seinem breiten Munde; in kunstgerechter Übersetzung der Sanskritumschriften indobritischer Marken und in der Auflösung der schmetterlingartigen Schriftgebilde älterer türkischer Postzeichen leistete er Verblüffendes. Man hätte ihm dieselben Riesenschritte auch auf den geistigen Heerstraßen des Gymnasiums gegönnt, jedoch das war ihm viel zu gemein! Das konnte ja jeder, auch der einfältigste Pastorjunge vom Lande! Wozu hatte man denn diese Arbeitsbienen, wenn man nicht um ein fehlerhaftes, erkaupeltes Markenexemplar von ihnen eine Präparation, eine Aufsatzskizze, ja ein völliges Skriptum eintauschen konnte? Zum Unglück für Franz war aber Dr. Hilde früher zu viel „auch einmal auf der Schule gewesen“ und hatte ihm gerade in dem Augenblick eine „dreieckige Kap der guten Hoffnung“ weggenommen, als er sie seinem Nachbar, Pastors Ludwig aus Radefelde, für die sorgfältige und sauber angefertigte Dvidpräparation überantworten wollte.

Und nun saß er hier und büßte! Da er sich durch Schaden nicht belehren ließ, sondern nach dem Grundsatz handelte: Au corsaire, corsaire et demi! so hatte er schon seine Strafarbeit für irgendeine Marke, die er seinem davon überquellenden Portemonnaie entnahm, eingetauscht und abgeschrieben. Anscheinend höchst eifrig beschäftigt, ließ er bisweilen die Augen und wohl auch die Hand unter die Tafel gleiten und betrachtete liebäugelnd ein seltnes, ruppig aussehendes Briefmarkenexemplar, eine graue „Dreißig“ aus Brasilien, die er einem Nichtkenner mit fabelhafter Zungengewandtheit abgeschwagt hatte, und in seines Geistes Tiefe schwebte ihm eine „unlädierte rote Dreier-Sachsen“ vor, die er mit weit mehr Respekt zu nennen pflegte als Vater und Mutter, von seinen Lehrern gar nicht zu reden.

Für sein armes Opfer, den Ludwig vom Lande mit den zu kurzen Hosen und den unzureichenden Jackenärmeln, der von seiner Missetat rein gar nichts gehabt hatte, hatte er nur ein mitleidiges grimmiges Achselzucken. „Wenn der Kerl sich nicht so albern ängstlich umgesehen hätte, wäre dem Moppi — das sollte nämlich der etwas kurzhalsige Ordinarius sein — nichts aufgefallen!“ Und nun folgte noch ein kräftiges Epitheton aus der Schulsprache. Toten-

bleich saß der andre hinter ihm; er kam sich so elend und verworfen vor, daß er „von sich selbst kein Stück Brot annehmen würde“, und gab sich krampfhaft die größte Mühe, in kalligraphisch untadeligen Zügen die gestellte Aufgabe zu erledigen. Der stille Voratz: einmal und nicht wieder! und die selbstauferlegte Buße, am Sonntag nach der Kirche Vater und Mutter zu beichten, schafften dem gequälten Herzen endlich Ruhe. Hier war gewiß ein tröstendes Wort am Plage, und die wohlgemeinte Warnung: „Zu dir sage ich nicht auf Wiedersehen!“ die nochmals einen Tränenstrom hervorrief, wird wohl dem hochaufgeschossenen Landjüngling für lange Zeit im Gedächtnis geblieben sein.

Doch zu liebevollem Individualisieren hat der Schulcerberus keine Zeit. Sein durch Erfahrung argwöhnisch gewordnes Auge sieht in dem Augenblick, wo er Ludwig tröstet, mechanisch auf die andern und gewahrt, wie sich zwei bekannte Übeltäter heimlich unter der Bank etwas zureichen. Blichschnell ist der Stimmungswechsel! Der Schauplatz wird im Nu erreicht, die Hände werden auf den Tisch kommandiert, und es wird gefragt, was unter der Tafel war. Mit gut gespielter Unschuldsmiene versichern beide, es sei nichts, aber ganz und gar nichts gewesen, Herr Doktor müsse sich unbedingt getäuscht haben usw. Auch der Befehl der Herausnahme der Bücher ist von keinem Erfolge begleitet: beide haben zwar dieselbe Aufgabe, sie liegt auch unter dem Tisch bei den andern Sachen, aber — merkwürdig! jeder hat die seine, und schon entschleife ich mich, kurz abzubrechen, da beide zu geschickt gewesen waren, und ich den Sinn der Manipulation nicht habe ergründen können — ein leider nur zu häufiges Ergebnis der Ergebnislosigkeit. Aber diesmal ist die Sache doch anders: Max Maier steht so eigentümlich da, daß es mir auffallen muß; obgleich er in der Bank in die Höhe gefahren ist, hält er die Beine so eigentümlich geknickt; ich lasse ihn deshalb heraustrreten — und da er die Hände nicht frei hat, fällt das Corpus delicti zwischen den Knien herunter, eine wenig saubere Broschüre, die allerhand für Knaben sittlich schädliches enthält. Es ist geradezu staunenswert, was man bei Nachforschungen in den Büchern der Schüler der Mittelklassen alles vorfinden kann: den bluttriefenden Kolportageroman, die Fünfundzwanzigpfennigbücher, die ein schauerlich schönes Titelgemälde tragen und in entsprechendem Stile geschrieben sind, Broschüren über Nervenleiden, spiritistischen Unfug, und auch unsaubres, vom Katalog der anatomischen Museen an bis zur Beleuchtung der Liguorischen Moralktheologie kann man leicht zusammenbringen.

Ein lieber Freund und Kollege von mir hatte damals ein „Schulraritätenmuseum“ angelegt, das einzig und allein aus Gegenständen, die man den Schülern abgenommen hatte, bestand. Die Auswahl war erstaunlich; von der Kindertrompete bis zum Revolver war jede Waffe vertreten, darunter der gefährliche „Katapult“, eine starke Gummischnur, mit der man Kugeln und Holzpfeile weithin mit großer Behemeng schleudern kann, und der heimtückische „Bumerang“, den unsre Jugend den australischen Wilden abgesehen hatte. Ihm hob ich die in Beschlag genommene Broschüre auf; die Übeltäter notierte ich zu weiterer Bestrafung.

Doch da schlägt es vier! Wie auf Kommando packen alle zusammen, um wenigstens den Rest des Tages noch zu genießen. Nochmalige Verlesung, Ablieferung der Strafarbeiten, da und dort ein ermahnendes Wort, und nun darf auch ich zu Hut und Stock greifen und heimgehn; noch ein melancholischer Gedanke an den „verlorenen Nachmittag“, und hinter mir fällt die Schultür zu. Als letzter verlasse ich das Haus, und der Hausmeister, der schon mit befehlendem Feldwebelorgan die Waschweiber hat rechts und links einschwenken lassen, schließt das Gittertor. Nunmehr hat die Reinlichkeit das Wort, und der Schulstaub fliegt teils in Schwaden zu den Fenstern hinaus teils fickert er als undefinierbarer Niederschlag in die geräumigen Kübel.

„Muß es denn gerade so sein? Ist's wirklich die rechte Form der Strafe?“ Der Gedanke läßt mich nicht los; so viel verschiedene Vergeh'n, und dafür nur diese eine Art der Ahndung! Vor mir her schlendert Pastors Ludwig, der durch seine Strafe darum gekommen ist, noch am Sonnabend auf das heimliche Dorf zu eilen, und der nun in aller Herrgottsfrühe heraus muß, um rechtzeitig beim Gottesdienst zu erscheinen. Die Strafe ist doch hart! Anstatt in der heimlichen Stille des väterlichen Pfarrhauses den Sonnabendnachmittag zu genießen, „das beste, was am Sonntage ist“, wie jeder Schüler meint, geht es nun zurück in die Pension, wieder an den Arbeitstisch, wieder in das Koch; denn die Vorbereitung zum Montag, die sonst um vier erledigt war, hält ihn nunmehr noch fest. Mitleidig rufe ich den armen Jungen an, der mir als kleiner Sextaner durch seine treuherzig schauenden Augen, sein täppisches Wesen und seinen rührenden Eifer früher so große Freude bereitet hatte, und um ihn wenigstens etwas zu entschädigen, bin ich sogar so unpädagogisch, zu ihm zu sagen: „Komm mit, mein Junge, wir geh'n noch einmal durch Wiese und Wald, da wollen wir uns recht froh miteinander einmal aussprechen!“

Doch siehe! noch ehe der arme Junge mir erklären kann, daß er sich das nicht traue, und daß sein Pensionsvater, Professor Blümer, gesagt habe, daß „unter den obwaltenden Umständen“ auf keinerlei sonnabendliche Erleichterung zu rechnen sei, taucht, wie aus der Erde entstieg, das strenge Antlitz meines ältern Kollegen, Dr. Hartleben, auf; seine Brillengläser funkeln, er räuspert sich stark und erklärt mir ohne Schonung: „Nein, das geht nicht, Herr Kollege! Mit Milde und Freundlichkeit ohne Grundsätze erzieht man nicht! Ein Pädagog, vor allem ein junger, muß sie entweder haben oder sich anerziehen. Wie kann man nur von Fall zu Fall entscheiden wollen — ich weiß schon, was Sie sagen wollen; alle Ihre Argumente sind mir bekannt. Gerade darin besteht das Erziehende der Strafe, daß sie wie ein Fatum wirkt; sie muß mit mathematischer Konsequenz eintreten, sobald die Prämisse gegeben ist, unbekümmert um die Nebenumstände jeder Tat, und ohne Rücksicht auf die entstehenden Folgen! Geh du nur nach Hause, mein Sohn! Schlimm genug, daß du so etwas tun konntest! Das hättest du dir vorher überlegen müssen!“

Sprachs, und nachdem er so regiert hatte, schenkte er mir noch die weitere Weisheit: „Sie haben noch viel zu viel Ideale! Mehr kategorischer Imperativ, Herr Kollege!“ und dann verschwand er in der Lesehalle, um unermesslich viel zu lesen; denn sein literarischer Magen war von enormer Aufnahmefähigkeit und ungeheuern Fassungsvermögen.

Ich fügte mich still, denn ich wollte dem ältern Manne nicht drein reden, aber doch klang es immer wieder in mir: Muß es wirklich so sein? Wäre hier ein Individualisieren nicht viel besser gewesen?

In demselben Augenblick bogen der fette Egon, der lange Franz und Max Maier um die Ecke; wo ihre Schulbücher hin waren, mochte Gott wissen. Mit Mühe verbargen sie die Zigaretten, die sie sich in irgendeiner Hausflur angezündet hatten, vor meinen Blicken; für den Kenner war es klar, daß sie nunmehr auf den „Lebenswandel“ gingen. Offenbar hatte sie die Strafe, die sie nach gegebenen Prämissen mit mathematischer Konsequenz ohne Rücksicht auf die Folgen getroffen hatte, in der entsprechenden Weise beeinflusst.

